Der Kolonist.

Organ zum Schutze, Beistand und Belehrung schweizerischer Auswanderer.

Jahr-Abonnement 6 Fr.
Halbjahr-Abonnement 3 „
Viertelj.-Abonnement 1,50 C.
Man kann auch jederzeit ins Abonnement eintreten.

Wer jeweilen die erste Nummer nicht reklamirt, wird für das jeweilen nächstfolgende Quartal als verehrl. Abonnent betrachtet, und der „Kolonist" demselben dann regelmäßig eingesandt.

Einrückungsgebühr 14 C. die einspaltige Zeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein. — Für Abonnemente und Inserate wendet man sich portofrei direkt an die Redaktion

Der Kolonist erscheint regelmäßig alle Sonntage. Landkarten und Illustrationen werden von Zeit zu Zeit als Gratisbeilagen mitgegeben.

Wahrheitsgetreue Originalbriefe und belehrende Aufsätze über Amerika, franko an die Redaction gesandt, finden jederzeit unentgeldliche Aufnahme.

Da der Kolonist aller Politik fremd, nur den Zweck verfolgt, allen schweizerischen Auswanderern nützlich zu sein, so bittet die Redaktion um möglichste Theilnahme zu vielfältiger Verbreitung. Bei genugsamer Abonnentenzahl würde derselbe denn auch ohne Preiserhöhung wöchentlich zweimal erscheinen.

Nr. 45. Bern, Sonntag den 13. November. Dritter Jahrgang. **1853.**

Auszüge aus Briefen.

Rio de Janeiro, 12. August. Die jüngsten Tage haben in Sachen der Kolonisation eine erfreuliche Entscheidung gebracht. Ich fasse Ihnen dieselbe kurz zusammen, wenn ich Ihnen schreibe: Das Reglement zur Ausführung des Gesetzes vom Jahre 1850 ist fertig und soll alsbald in Wirksamkeit treten und die Kammer hat der Regierung vorläufig einen jährlichen Kredit von 500 Contos (= 400,000 Thlr.), behufs Unterstützung und Begünstigung der Kolonisation eröffnet. Damit ist denn, nachdem lange genug über die Nothwendigkeit eines praktischen Vorgehens in dieser wichtigsten Lebensfrage des Landes seitens des Staates diskutirt worden, dasselbe begonnen worden und die Bahn gebrochen, um eine umfassende Kolonisation in Brasilien herbeizuführen.

Ein Hauptverdienst an dieser glücklichen, von Einigen noch bis zum letzten Augenblick bezweifelten Wendung der Dinge, gebührt außer dem Ministerium vor allem dem Deputirten, Herrn Pereira da Silva. Herr Pereira da Silva ist Ihnen wohl auch sonst schon als einer der thätigsten und geistvollsten Vermittler deutsch-brasilianischer Wahlverwandtschaften bekannt, — beiläufig bemerkt, hat er sich u. A. auch als Uebersetzer Göthe'scher Werke ins Portugiesische einen ehrenvollen Namen erworben. — Vielleicht noch nie aber hat er dies in entscheidenderer und erfolgvollerer Weise bekundet, als in der Rede, in welcher er am 5. d. M. in der Deputirtenkammer seinen Antrag auf Bewilligung des obenerwähnten Credits begründete. Diese Rede stellt zugleich das Programm der von jetzt an in Angriff zu nehmenden Kolonisation auf und das Ministerium hat nicht angestanden, dasselbe, in allen Stücken ihm beitretend, als Norm zu acceptiren.

Zunächst und unter dem Beifall der Kammer hob die Rede hervor, wie es für Brasilien keine ernstere Frage gebe, als die der Kolonisation. Das sei die wirkliche, die allein wahre und große Politik des Landes, auf welche alle Geister sich zu richten haben. Leider aber habe man bisher diese Frage durchaus nicht mit dem ihrer Bedeutung entsprechenden Ernste behandelt, und die Folge sei ein systemloses Hin- und Hertappen in den verschiedensten Experimenten gewesen, denen eben darum der gewünschte Erfolg nicht habe zu Theil werden können. Vor allen Dingen gelte es daher ein festes Prinzip aufzustellen und unzweifelhaft sei das Prinzip der freien Kolonisation, wie es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die staunenswerthesten Erfolge nach sich gezogen, das wahre Prinzip aller Kolonisation.

Weiter untersuchte dann die Rede, welche Mittel sich darbieten, um diesem Prinzip in Brasilien zu praktischer Geltung zu verhelfen. Die stammesverwandte portugiesische Einwanderung erscheine auf den ersten Blick vor allem als geeignet; unglücklicher Weise wiege in ihr jedoch ein so ausschließlicher Handelsgeist vor, daß sie gerade für die dem Lande wichtigste Aufgabe der Einwanderung, den Ackerbau, so gut wie unbrauchbar sei. Die Auswanderung aus Italien sei eine verschwindende, ebenso die spanische, die überdies ihre Richtung nur entweder nach den noch jetzt vorhandenen, oder den ehemaligen Kolonien Spaniens nehme. Noch weniger sei von der britischen Auswanderung für Brasilien Etwas zu erwarten, da auf sie die britischen Kolonien, namentlich Australien, und die Vereinigten Staaten aus Gründen der Stammesgleichheit eine durch Nichts zu paralysirende Anziehungskraft ausüben. Es bleibe somit wesentlich nur Deutschland mit seiner großen und zum Theil armen Bevölkerung, von wo aus eine Einwanderung im größern Maßstabe erwartet werden dürfe, vorausgesetzt, daß man es verstehe, ihr Aehnliches von dem zu bieten, was sie bisher in den übrigen Einwanderungsländern ihrer Wahl und namentlich in den Vereinigten Staaten zu finden gewohnt ist.

Die Rede schilderte hierauf zunächst die Unterschiede in der Lage eines in den Vereinigten Staaten und eines in Brasilien anlangenden deutschen Ansiedlers und knüpfte daran die Schlußfolgerung, daß wenn eine deutsche Einwanderung herbeigezogen werden solle, vor allem die Vermessung, Eintheilung, Besitztitelberichtigung und Vorbereitung der öffentlichen Staatsländereien nach nordamerikanischem Muster Erforderniß sei.

„Und so ist denn das Erste," fuhr die Rede fort, „was geschehen muß, die Ausführung des Gesetzes vom Jahre 1850. Bemerken Sie wohl, es ist dies eine Sache der höchsten Wichtigkeit, wenn wir den Ruf Brasiliens in Deutschland wiederherstellen und daselbst andere und günstigere Anschauungen als bisher ins Leben rufen wollen. Wir müssen zeigen, daß es uns Ernst ist, und mit der Ausführung dieses Gesetzes auf das allerschleunigste vorgehen. Dieses Gesetz wird uns die Grundlagen für eine freie Kolonisation bieten, denn es schafft uns vermessene und abgetheilte Ländereien, die wir erkaufen und den Einwanderern für ihre Niederlassungen zutheilen können."

„Auch inzwischen und bis zur vollendeten Durchführung jenes Gesetzes dürfen wir aber die Hände nicht etwa müßig in den Schooß legen, beileibe nicht; vielmehr gilt es, diese Zwischenzeit auf das thätigste zu nutzen! Denn jedenfalls können wir in ihr durch ein Uebergangssystem Einwanderer gewinnen, und dasselbe sogar als Vorbereitung für das System der freien Kolonisation dienen lassen. Ich meine das System der Halbpachtkontrakte. Aber allerdings müssen diese Kontrakte geregelt, und ein bestimmtes Muster und Vorbild für sie festgestellt werden; die Regierung muß sie durch ihre Agenten in Europa legalisiren; sie muß den Kolonisten für die Zeit nach Beendigung

Acervo: Biblioteca Pública de Santa Catarina

ihrer Halbpacht Länder garantiren, auf welchen sie sich anbauen und selbstständig ansiedeln können; es muß Sorge getragen werden, daß die Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten seitens der Grundbesitzer überwacht werde; kurz es muß jenen Kontrakten die thätige Sorgfalt der Regierung sich zuwenden, damit wir in Europa Vertrauen gewinnen und die gegen uns gerichteten Meinungen beseitigen. Zugleich aber muß die Regierung ihren Agenten im Auslande verbieten, Kontrakte zu legalisiren, welche den festzustellenden Bedingungen und Garantieen nicht genügen, damit uns gewinnsüchtige Spekulanten nicht ferner mehr bloß stellen können. Auf diese Weise gesichert, werden die Halbpachtverträge in der That ein Uebergangssystem bilden, welches die freie Kolonisation vorbereitet."

(Schluß folgt.)

Die Silbergrube.

(Eine wahre Begebenheit. Fortsetzung.)

Ein sogleich an Don Vincente abgesandter Bote brachte diesem die erwünschte Nachricht, und seine Empfindungen für die Geliebte mögen am besten daraus bemessen werden, daß ihm gerade dieser Beweis des überlegenen Scharfsinnes seiner Geliebten nur Freude und keinen Aerger verursachte. Mit Hülfe seines Anwaltes that er sogleich die nöthigen Schritte, um die Loslassung des Gefangenen zu erreichen, was aber nach den mancherlei verwickelten, pedantischen und abgeschmackten processualischen Formeln des spanischen Gerichtswesens erst nach Verfluß von einigen Tagen und gegen Erlegung einer bedeutenden Summe an Gerichtsporteln geschehen konnte. Endlich ward der Indianer freigegeben und hatte, wie Don Vincente nachträglich erfuhr, die Stadt verlassen, ohne seinen Befreiern für ihre Mühe und die ihm erwiesene Wohlthat zu danken. Vincente aber war zu sehr an den Charakter und die Sitte der Indianer gewöhnt, als daß er über diese Unterlassung erstaunt wäre oder dieß schnödem Undank zugeschrieben hätte. Er wußte wohl, daß Paquo lieber sich vor die Mündung einer geladenen Kanone gestellt, als das Haus eines reichen Landbesitzers oder vornehmen Adeligen in der Absicht betreten hätte, mit dem Eigenthümer desselben oder der Herrin eine Unterredung zu begegnen. Die knechtische Furcht eines Indianers hätte schon einen solchen Gedanken für Frevel gehalten.

Aber auch Don Vincente fühlte eine gewisse Bangigkeit und Beengung, als er — etwa eine Woche später — den Palast des Conde de Loyzaga in der Absicht betrat, um Dona Catalinas Hand zu freien; und zwar nicht bei ihr selbst, denn ihre Gefühle kannte er längst, sondern bei ihrem Vater, dessen Absichten er den seinigen ungünstig und sogar zuwiderlaufend halten mußte. Der Erfolg lehrte, daß seine Ahnung ihn hierin nicht getäuscht hatte; der alte Edelmann hatte seine schüchterne Werbung nur mit einem gewissen Unmuthe angehört. Als er aber geendet, hatte der Graf sich stolz aufgerichtet und einen pompösen Ernst, sowie eine Art sittlicher Entrüstung an den Tag gelegt, die dem jungen Don schon das Fehlschlagen seiner Hoffnungen verkündigten, noch ehe er gesprochen hatte. Der Conde erklärte seine Verwunderung und sein Bedauern, daß ein junger Mann, in dem er stets einen lieben Freund gesehen, ihm die unangenehme Pflicht auferlegt habe, diese Werbung abzuweisen. Bei aller Achtung für Don Vincente, sowohl um seiner selbst als um seines seligen Vaters willen würde schon die Verschiedenheit des Standes, geschweige denn die des Vermögens, eine solche Verbindung zwischen seiner Tochter und Don Vincente unmöglich machen. Zudem sei, fügte der alte Graf mit besonderem Nachdruck und Selbstgefühl hinzu, Dona Catalina's Hand bereits dem jungen Marquis de San Georgio zugesagt, dessen Verhältnisse allen Anforderungen des Grafen an einen Schwiegersohn entsprächen. Es werde ihm daher zwar stets ein großes Vergnügen sein, sowohl in der Stadt als auf seinem Landsitze mit Don Vincente auf dem Fuße eines alten Bekannten zu verkehren; allein er müsse seinem jungen Hausfreunde selbst zu bedenken geben, daß er an einer, des Grafen Stelle, eine solche Verbindung für ebenso unmöglich und unstatthaft halten würde.

Auf einen derartigen Bescheid wußte Don Vincente natürlich Nichts zu erwidern, denn er konnte weder den Standesunterschied noch seine verhältnißmäßige Armuth läugnen, noch in Abrede ziehen, daß ihm der junge Marquis von San Georgio, den er übrigens als ein Stück Wüstling, Spieler und Geck kannte, an Rang und Vermögen überlegen sei. Er durfte auch den alten Grafen nicht erinnern, daß sein Adel ebenfalls nicht weit herstamme, indem sein Großvater ein armer Schweinhirt und Holzhauer gewesen, dem nur das Glück zu Theil geworden war, einen ergiebigen Silbergang zu entdecken, mit dessen Ertrag er sich Güter und Titel kaufte. Daher blieb Don Vincente nichts Anderes übrig, als mit einem schmerzlichen Achselzucken seinen abschlägigen Bescheid hinzunehmen, sich mit einer kalten ceremoniösen Verbeugung zu verabschieden, und mit bitterem Groll im Herzen nach Hause zurückzukehren. Der Aufenthalt in Mexiko war ihm entleidet, um so mehr als er befürchten mußte, daß seine verunglückte Werbung um die Hand der Dona Catalina bekannt werden und ihm mancherlei hämische Anspielungen und schadenfrohe Blicke zuziehen dürfte. Daher packte er seine Koffer und begab sich auf sein Landgut, um dort die üble Kunde einstweilen verschollen werden zu lassen.

Er mochte etwa eine Woche auf seinem Landsitze sein, als er eines Morgens, von einem Ritte zurückkehrend, zu seiner Ueberraschung den Indianer Paquo Tormes in Begleitung eines Andern in der Hausflur seiner Estancia wartend vorfand. Paquo's Begleiter war ein Greis von ungewöhnlich hohem Alter, wie schon sein schneeweißes Haar und runzelvolles Gesicht mehr als zur Genüge zeigte. Selbst in seiner jetzigen gedrückten Stimmung verursachte es Don Vincente eine gewisse Freude, Denjenigen zu sehen, den er sich zu Dank verpflichtet, und an welchem Dona Catalina einen so werkthätigen Antheil genommen hatte. Und diese Empfindung von Vergnügen war der ganze Lohn, den er für seine Mühe erwartet oder gewünscht hatte.

„Nun, Paquo, sagte er, es freut mich, Dich hier wieder zu sehen und Deinen Vater, mit dem Du wahrscheinlich gekommen bist, um mir Deinen Dank auszudrücken. Aber laß das, guter Mann, denn Du darfst nicht vergessen, daß Du der Dona Catalina da Loyzaga unendlich mehr verdankst, als meiner geringen Verwendung."

„Dieser Greis hier, versetzte der Indianer einigermaßen verlegen, ist nicht mein Vater, — er ist mein itzchingambaramaxtegui!"

„Was soll denn das heißen? fragte Don Vincente lachend; Du scheinst zu vergessen, Paquo, daß ich kein Taraskanisch verstehe!"

„Das bedeutet, erwiederte Paquo und rieb sich gedankenvoll die Stirne, das bedeutet, daß Tlalquiti der Schwager von meines Weibes Großvaters Bruder ist! Er wohnt zu Trinandu bei Esparza, in den Bergen der Sierra Madre!"

„Vaxa, Paquo! Du mußt ein sehr bedeutender Mann sein, wenn Deine Verwandten aus so weiter Ferne kommen, um Dich zu besuchen und Dir ihre Theilnahme zu bezeugen!"

„O ja, versetzte Paquo unbefangen, aber mein itzchingambaramaxtegui ist ebenfalls ein sehr braver Mann; nur spricht er nicht kastilianisch. Uebrigens hat er etwas mitgebracht, das er Euch zeigen will, Sennor!"

„Und das wäre?"

Paquo sprach mit dem alten Indianer einige Worte in der Taraskansprache, worauf dieser vortrat und Don Vincente ein sorgfältig in blaues Baumwollenzeug eingeschlagenes Bündel zu Füßen legte. Als dieser es öffnete, fand er es mit Stücken eines grauen Minerals oder Erzes gefüllt. Er nahm eines der Stücke in die Hand, untersuchte es genau und rief dann überrascht: „Wie, hombre, das ist ja Silbererz von der reichsten Art! Woher bringt Ihr es denn? Ist denn Dein Oheim ein Bergmann, Paquo?"

„Mit nichten, Sennor, versetzte der Indianer, sondern das ist eine ganz eigene Geschichte! Vor vielen vielen Jahren, da dieser Greis noch jung war, reiste er einmal durch die Sierra Madre. Da die Nacht kalt war, machte er sich ein großes Feuer zurecht, und umlegte es mit Steinen, um darauf zu schlafen, wenn sie warm waren, und am andern Morgen, da er erwachte, sah er etwas Glänzendes in der Asche. Er zog es heraus und fand, daß es Silber war; dann untersuchte er den Ort, von wo er die Steine geholt, und entdeckte dort eine große Silberader. Rasch deckte er es mit Steinen und Erde wieder zu, kehrte zurück und erzählte es seiner Familie, aber mit dem Gebote, daß keines ein Wörtlein davon laut werden lasse; denn wäre es den Behörden zu Ohren gekommen, so hätte er's müssen angeben, hätte den Fundort weisen müssen, und wäre vielleicht mit sammt all seinen Kindern dazu verurtheilt worden, die Silbergrube anzubauen. Daher hat er das Geheimniß bewahrt bis auf den heutigen Tag. Nun haben wir das Erz Euch gebracht, Sennor, zum Beweis, daß die Geschichte wahr ist, und wenn Ihr mit mir und meinem Oheim

Acervo: Biblioteca Pública de Santa Catarina

gehen wollt, so wollen wir Euch den Fundort zeigen...." Damit hielt Paquo inne und erwartete, welchen Erfolg seine Erzählung auf den jungen Mann machen würde.

„Ihr wollt also, daß ich den Gang abbauen lassen und den Gewinn mit Euch theilen solle, hombres?" fragte Don Vincente.

Aber der Indianer verstand ihn nicht und Vincente mußte es ihm umständlicher zu verdeutlichen suchen. Dann aber schüttelte er lächelnd den Kopf und sagte wehmüthig: „Was könnten wir armen Indianer mit einer Silbergrube thun? Die Weißen würden uns Alles wegnehmen! Aber wenn Ihr uns etliche Kleidungsstücke und etwas Tabak geben wollt, werden wir Euch recht dankbar sein!"

„O, was würd' ich Euch nicht gerne geben, wenn Eure Geschichte wahr ist, mein guter Paquo!" rief Don Vincente gerührt. „Ich gehe mit Euch, und Ihr zeigt mir den Fundort; darnach sollt Ihr reich sein wie Könige!"

(Schluß folgt in nächster Nummer.)

Auszug

eines Briefes des frühern eidgenössischen Staabshauptmannes Anton Diethelm aus Lachen, jetzigen Auditor (Großrichter) bei der deutschen Legion in Brasilien; datirt vom 30. Mai 1853. Adressirt an Herrn Ganginer in Lachen, welcher ihn am 11. Oktober 1853 erhielt *).

Meine letzten Briefe hatte ich von Rio Grande aus geschrieben, ich hatte mich da recht schön eingerichtet und glaubte in dort unsere Beurlaubung abwarten zu müssen. Statt diesem erhielten wird den Marschbefehl nach St. Gabriel, einem Städtchen, 94 geographische Meilen von R. G. resp. Meeresküste entfernt.

Am 26. April ritt das Regiment von R. G. aus und wird nun in den nächsten Tagen den Weg nach St. Gabriel fortzusetzen. Ich blieb ungefähr die Hälfte Wegs beim Regiment, ritt dann mit Hrn. Major von Brockenhaus voraus, so daß ich bereits 8 Tage hier bin.

Bei meiner Ankunft wurde mir auf dem Generalkommando die erfreuliche Nachricht zu Theil, daß ich zum Auditor sämmtlicher deutscher Truppen ernannt sei, und als solcher meinen Wohnsitz hier in der Hauptstadt habe. Einige Tage später erhielt ich auf dem Garnisonsbureau beine zwei Briefe.

Porto Allegre, mein gegenwärtiger Wohnsitz und Hauptort der Provinz, ist eine Stadt von circa 25,000 Einwohnern und hat eine Lage, die der Schweiz Ehre machen würde. Malerisch am Flusse Itaaual gelegen, umgeben sie von den drei andern Seiten die fruchtbarsten Berge mit schönen Landhäusern und Orangenhainen. In der Stadt selbst wohnen 10,000 Deutsche und einige Stunden weiter entfernt befindet sich die deutsche Kolonie Sano Leopoldo mit 11,000 Bewohnern, so daß das Leben hier fast ganz deutsch genannt werden kann, wie dann auch überhaupt die Deutschen und besonders die Schweizer hier in Brasilien gut aufgenommen sind; man hört meistens deutsch sprechen und es erscheinen auch deutsche Zeitungen, die aber nicht gut redigirt sind ꝛc.

Unsere militärischen Verhältnisse sind, soweit sie unser Regiment anbetreffen, ausgezeichnet. Nicht dasselbe läßt sich leider von dem deutschen Infanteriebataillon sagen.

Ursprünglich 1000 Mann stark, ist solches durch Desertion auf 150 Mann heruntergesunken.

Von den Offizieren desselben ist noch ein einziger im Dienst, alle anderen sind suspendirt und treiben sich hier in Porto Allegre so skandalös herum, daß das Offiziercorps unseres Regiments schon in Rio Grande einstimmig beschlossen hat, während des Aufenthaltes in hier jeden Umgang mit ihnen zu vermeiden. Wenn du etwa in europäischen norddeutschen Zeitungen des histoires scandaleuses über die deutsche Legion liesest, so hat dieß Bezug auf das Bataillon, keineswegs aber auf unser Regiment, wo bis anhin die beste Harmonie unter dem Offizierscorps, Dank der Tüchtigkeit unsers Commandeurs Hrn. Oberstlieutenant von Held, eine unter Werbetruppen beispiellose Disziplin herrscht.

Aus eben diesem Grunde schickt die Regierung unser Regiment auf den Ehrenposten an der argentinischen Grenze, statt uns zu beurlauben, wie wir alle so sehnlich gewünscht, und hier werden wir vermuthlich die kontraktliche Zeit ausdienen müssen.

Bis dato hatte ich mich unter dem herrlichen Klima von Brasiliens gesegnetem Süden stets gesund und wohl befunden und erfreue mich des besten Wohlseins ꝛc. ꝛc.

*) Herr Diethelm erhielt 1851 durch die Verwendung des Hrn. E. von Paravicini eine Anstellung in der deutsch-brasilianischen Legion.

Verschiedenes.

Eidgenossenschaft. Der Bundesrath hat in seiner Sitzung vom 5. d. zu einem schweizerischen Konsul in Algier den Hrn. Richard aus Freiburg ernannt.

Waadt. Die Auswanderung nach Algerien, besonders nach der neuen Kolonie von Setif, für welche gegenwärtig sehr eifrig geworben wird, hat bereits vaterländische Bedenken rege gemacht. Die gemeinnützige Gesellschaft des Kanton Waadt hat beschlossen, diese Erscheinung einer ernsten Prüfung zu unterwerfen. Es wurde eine Kommission von 7 Mitgliedern bestellt, welche über folgende Fragen ein für die Oeffentlichkeit bestimmtes, einläßliches Gutachten abstatten soll:

1) Würde ein braver, thätiger Hausvater, der für die Niederlassung in der Kolonie Setif die Summe von 3000 Fr. besitzen und die Reisekosten tragen muß, nicht besser thun, in seiner Heimath zu bleiben;

2) Kann der Verlust solcher Leute für die Schweiz, und zunächst für ihren Heimathkanton, als eine Wohlthat angesehen werden;

3) Ist Algerien auch das Land, welches dem Schweizer, dem Waadtländer, zur Auswanderung anempfohlen werden kann?

Algier. Aus Philippeville wird vom 26. Oktober die glückliche Ankunft der ersten schweizerischen Kolonisten für Setif gemeldet. Der Oberkommandant dieser Stadt hatte sie bei der Ausschiffung empfangen und die nöthigen Fourgons für den Transport ihres Gepäckes, so wie ein gutes Mahl und gutes Logis für sie selbst bereit gehalten.

Deutschland. Die „Wes.-Ztg." enthält folgende Bekanntmachung: „Mein Sohn Alfred Schücking, Attorney and Agent for Claimants zu Washington, hat mir ein gedrucktes Verzeichniß der Namen derjenigen Deutschen (gegen 1100 an der Zahl) mitgetheilt, welche im Land- und Seedienste der Vereinigten Staaten in Mexiko oder anderswo geblieben sind, deren Nachlaß aber (insbesondere der Anspruch auf 120 Acres Land, durchgehends 150 Louisd'or werth) noch nicht von den rechtmäßigen Erben reklamirt ist. Der Unterzeichnete ist bereitwillig, denjenigen Familien, die sich in Ungewißheit wegen eines verschollenen, einst nach den Vereinigten Staaten ausgewanderten Mitgliedes befinden und geeigneten Falls jene Ansprüche geltend machen möchten, auf frankirte Anfragen auf dem Grunde des Namensverzeichnisses Bescheid zu geben und die Realisirung ihrer Forderungen zu vermitteln. Sämmtliche deutsche Zeitungen werden um Aufnahme dieses gebeten. — Bremen, 7 Okt. 1853. Schücking, Dr."

— Ungeachtet der vorgerückten Jahreszeit dauert die deutsche Auswanderung nach Nordamerika fort; 4229 baierische, württembergische und badische Bauern sind im Oktober durch Paris nach Havre gereist, wo sie eingeschifft wurden; ein einziger Zug hat deren 1054 durchgeführt. Zahlreiche Abfahrten von Deutschen nach Nordamerika haben ebenfalls von Lübeck, Hamburg, Bremen und Antwerpen stattgefunden.

— Frankfurt, 18. Okt. Unter den Annoncen des „Frankfurter Journals" von gestrigem Datum steht ein „Eingesendet" der Gebrüder Blees in Biberich als Vorbote einer neuen Werbung für Peru an der Spitze. Der Präsident Joseph Rufinus Echenique braucht binnen 6 Jahren 13,000 arbeitsame Einwanderer und schickt, nachdem Rudolfo sich fernerhin unmöglich gemacht, einen Baron von Schütz als Kommissär nach Deutschland, um die erste Abtheilung Auswanderer von ihm selbst nach dem Amazonenstrome geleiten zu lassen. Außer Land-, Sämerei- und Werkzeugschenkungen wird auch Steuerfreiheit und die Hälfte der Reisekosten als Aufmunterung in Aussicht gestellt. Von Para bis zum Bestimmungsorte sollen die Einwanderer auf einem Staatsschiffe ganz frei befördert werden. Das tropische Klima soll zwar heiß, aber vollkommen gesund (!?) und frei von Fiebern sein (?). v. Schütz wird im Dezember oder Januar erwartet; wollen Sie nicht auf diese neue Erscheinung vorbereiten?

— **(Seeberichte.)** Bremen, 8. Okt. Das Bremer Postdampfschiff „Germania," Kapitän Bremer, ist heute Nachmittags 4 Uhr von seiner ersten Reise nach New-York von daher glücklich nach

Acervo: Biblioteca Pública de Santa Catarina

Bremerhafen zurückgekehrt. Die damit erhaltenen Berichte sind durch die per Steamer „Asia“ via Liverpool um 2 Tage bereits antizipirt.

— Einer der entsetzlichsten Schiffbrüche, der in England vorgekommen, wird gemeldet: die „Anne Jane“ aus Liverpool, ein tüchtiges Schiff, das am 9. Sept. mit ungefähr 450, größtentheils irischen Auswanderern nach Quebec und Montreal unter Segel gegangen war, ist an der Küste der Berrainsel (zur Hebridengruppe gehörend) gescheitert und 348 Personen fanden in den Wellen ihr Grab. Ueber die Veranlassung zu diesem gräßlichen Unglücke wissen wir zur Stunde nichts Näheres. Nach dem, was vorliegt, scheint das Schiff von den heftigen Südweststürmen erfaßt und dermaßen beschädigt worden zu sein, daß es unsteuerbar wurde, bis es an der gefürchteten Berraküste seinem traurigen Verhältnisse erlag. Diese Küste hat schon den Untergang manches guten Schiffes gesehen. Vergebens sind alle Rettungsanstalten! Vergebens warnt ein Leuchtthurm, der höchste von ganz England (er ist 680 Fuß über der Meeresfläche), den Steuermann auf offener See vor diesem gefährlichen Strande; — ist er einmal in den Felsenriffen, die sich meilenweit in den See hinausziehen, verfangen, so ist wenig Hoffnung, daß er sich lebendig wieder herausfindet. 102 Passagiere und 12 von den Matrosen der „Anne Jane“ wurden gerettet; auch dem Kapitän soll es gelungen sein, ans Land zu kommen.

— Das Amerikanische Schiff „Isaac Wright.“ Das Folgende sind die Details des demselben zugestoßenen Unglücks. Die Ducanas (nicht Oceansta) Hadfield kam am Sonntag von St. Johns in Liverpool an und überbrachte die Nachricht von einem Unglück, welches dem Passagierschiff „Isaac Wright,“ Kapitän Abeel, am 20. v. M. von Liverpool gesegelt, zugestoßen. Die „Isaac Wright“ hatte 600 Steerage- und 10 Kajütenpassagiere, meistens aus Deutschen und Irländern bestehend, an Bord. Einige Tage nach ihrem Abgange hatte sie sehr rauhes Wetter und heftige Hagelstürme mit dickem Nebel. Jedoch ging alles gut bis zum 27. Abends, als sie sich plötzlich nahe dem Land befand. Der Kapitän war gerade auf dem Deck und rief dem Mann am Steuerrad zu, das Schiff zu wenden, aber es war zu spät, denn als sie wendete, stieß der Hintertheil auf einen Felsen, wodurch das Ruder ausgesetzt und das Schiff schnell leck wurde. Man brachte dasselbe wieder in tiefes Wasser, aber es war unmöglich sie zu manövriren und das ganze Schiffsvolk begann zu pumpen. Sie blieb in dieser Lage mit Nothsignalflaggen; obgleich verschiedene Schiffe sich in Sicht zeigten, erwiederte keines derselben das Signal, außer der Ducanas, welche zu ihr herankam. Nach gegenseitiger Ueberlegung wurde beschlossen, daß die Ducanas mit aller möglichen Eile nach Liverpool segeln und einen Dampfer zur Hülfe hersenden solle, da Kapitän Abeel der Meinung war, das Schiff inzwischen flott halten zu können. Kapitän Hadfield nahm die Kajütenpassagiere, 10 an der Zahl, an Bord. Nach Kapitän Abeels Aussage glaubte er auf Cape Clear gestoßen zu haben, aber Kapitän Hadfield war der Meinung, daß dieses nicht möglich, da er nur 40 Meilen off Cork und 34 off the Head of Kinsag sich befinde.

— Folkstone, 7. Okt. Die „Sentipore,“ Jewell von London, nach Hobart Town ist hier auf Felsen an Grund gerathen und wird wahrscheinlich zertrümmern. Passagiere gelandet. Nachmittags. Die Sentipore ist flott geworden, etwas leck und das Ruder verloren. Schleppdampfer werden kommen um sie fortzubringen.

Holland. Die „Rotterdamsche Courant“ schildert das traurige Geschick von 300 deutschen Auswanderern, die mit dem amerikanischen Dreimaster „Michel Angelo“ von Amsterdam kürzlich ausgefahren. Als das Schiff bis nach Willemsoord gekommen, brach die Cholera an Bord aus. Als der Marineminister davon in Kenntniß gesetzt wurde, gab er gleich den Befehl, das Schiff nach Wieringen in Quarantäne zu bringen und den unglücklichen Auswanderern Lebensmittel und Aerzte zuzusenden. Bevor das Schiff nach Wieringen abfuhr, waren 16 Passagiere der Seuche erlegen und in der Quarantäne sind 6 gestorben. Bei der Untersuchung des Schiffes stellte sich heraus, daß der Mangel an frischer Luft, den die Zusammenpfropfung zu Vieler in zu engem Raum hervorruft, wie die Unzulänglichkeit nahrhafter Kost, die Veranlassung zum Ausbruch der Krankheit geboten haben muß. Die „Rotterd. Cour.“ dringt darauf, daß in der nächsten Session ein Gesetz zur Ueberwachung des Auswanderertransports erlassen werde. Schon mehrmals haben die Handelskammern über den Mangel an Beaufsichtigung dieses Zweiges der Schifffahrt Beschwerde geführt.

Amerika. Das gelbe Fieber war nach den per „Afrika“ eingetroffenen New-Yorker Nachrichten vom 5. Okt. in New-Orleans und Mobile fast ganz erloschen und demzufolge die Ausgabe von Bülletins eingestellt worden; am 3. Okt. kamen in New-Orleans nur noch 3, in Mobile am 4. nur 2 Todesfälle vor. Dagegen gewinnt das Fieber in Texas und längs dem Mississippi immer mehr Ausdehnung. In Galveston allein waren bereits 200 Personen an der Krankheit gestorben. In Grand Gulf am Mississippi waren 300 Personen erkrankt und 59 gestorben, in Port Gipson sind alle Erwachsene bis auf 17 erkrankt und über 60 gestorben. In den Plantagen wüthet das Fieber so stark, daß z. B. zu Lake Providence von 120 Bewohnern 73 gestorben sind. In Vicksburg, Natchez, Yazoo City und überhaupt in allen Ortschaften am Mississippi zwischen Princeton und Belize hat sich die Krankheit in bedeutendem Grade gezeigt. In Philadelphia tritt die Krankheit noch immer in einzelnen Fällen auf; in der letzten Woche waren im Ganzen 198, darunter 100 Kinder, gestorben und 7 dieser Todesfälle Folge des gelben Fiebers. — Nach Berichten vom großen Salzsee dauern die Mordthaten und Plünderungen der Indianer in Utah noch immer fort. Der Gouverneur hat die Miliz des Territoriums aufgeboten und will die Hauptstadt durch eine hohe Mauer schützen lassen. — In Boston ist am 4. Okt. ein von einem Herrn M'Kay gebautes Riesen-Klipperschiff, die „Great Republic,“ von 4000 Register-Tons, in Anwesenheit von etwa 30,000 Zuschauern vom Stapel gelaufen. — Nach dem „New-York Times“ hat sich eine Gesellschaft gebildet und ein Kapital auf Aktien zusammengebracht, um nach einer in Massachusetts neu erfundenen Methode einen unterseeischen Telegraphen zwischen Liverpool und New-York via Galway, Newfoundland und Nova Scotia anzulegen. — Auf dem Erie-See wüthete am 4. Okt. ein heftiger Sturm, der vielen Schaden angerichtet hat.

(Hansa)

Brasilien. Als Beleg dafür, daß die kaiserliche Regierung den Kolonisten unausgesetzt ihre Aufmerksamkeit widmet und stets angewandt ist, das Loos derselben nach Kräften zu erleichtern, verdient die nachfolgende Thatsache Erwähnung, daß dieser Fall nicht vereinzelt dasteht, daß vielmehr die Regierung in ähnlichen Fällen wiederholt in entsprechender Weise sich der anlangenden Kolonisten angenommen hat, darf dabei um so weniger verschwiegen werden, als nicht selten Stimmen laut geworden, welche der brasilianischen Regierung wenig freundlich gesonnen sind.

In Rio de Janeiro sind 64 deutsche Kolonisten angekommen, die von Antwerpen kamen und nach den Kolonien von Rio Grande do Sul bestimmt waren, aber wegen Mangel der erforderlichen Mittel ihre Reise nicht fortsetzen konnten.

Die kaiserliche Regierung nahm dieselben sogleich auf die großmüthigste Weise unter ihren Schutz, indem sie den Agenten der brasilianischen Dampfschifffahrtsgesellschaft den Befehl ertheilte, die genannten Kolonisten für Rechnung der Regierung mit dem ersten nach den Häfen des Südens abgehenden Dampfschiffe zu expediren, indem zu gleicher Zeit der Präsident der Provinz Rio Grande do Sul beordert wurde, diesen Kolonisten gleich nach Ankunft alle nöthige Unterstützung zu gewähren und sie nach den von ihnen gewählten Kolonien auf eine bequeme Art befördern zu lassen. (Deutsche Auswand. Ztg.)

Australien. In australischen Zeitungen kann man sehr häufig Anzeigen folgender Art lesen: Ein ehemaliger Gutsbesitzer sucht eine Stelle als Stallknecht; — die Tochter eines Barons bietet sich als Kammermädchen an; — ein Doktor von der Universität Cambridge wünscht eine Stelle in einem Gasthause als Stiefelputzer ꝛc. Und jene Zeitungen nehmen sich dieser unglücklichen Eingewanderten gegen die durch Goldsuchen plötzlich Reichgewordenen an. Sie enthalten lange Artikel, um nachzuweisen, daß einer ein recht guter Bedienter sein könne, wenn er auch Homer vom Blatte lese; daß eine ehemalige Magd recht wohl durch die Tochter eines Barons das Haar sich machen lassen könne ꝛc.

Verlag und Redaktion: G. E. Großmklaus, Lehrer in der Schoßhalde bei Bern.
Druck der Haller'schen Buchdruckerei in Bern.
G. S. Haller.

Acervo: Biblioteca Pública de Santa Catarina